

Rilke in Bern |  
*Sonette an Orpheus*

*Rilke*

Blätter der Rilke-Gesellschaft

32 | 2014

*Wallstein*

Rilke in Bern  
*Sonette an Orpheus*

Im Auftrag der Rilke-Gesellschaft  
herausgegeben von  
Jörg Paulus und Erich Unglaub



WALLSTEIN VERLAG

Zuschriften an die Redaktion:

PD Dr. Jörg Paulus  
Technische Universität Braunschweig  
Institut für Germanistik  
Bienroder Weg 80  
38106 Braunschweig  
E-Mail: j.paulus@tu-bs.de

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek  
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation  
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten  
sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© Wallstein Verlag, Göttingen 2014  
[www.wallstein-verlag.de](http://www.wallstein-verlag.de)  
Vom Verlag gesetzt aus der Stempel Garamond  
Druck und Verarbeitung: Hubert & Co, Göttingen  
ISBN 978-3-8353-1493-1

ANTONIA EGEL

»Des Armen Haus ist wie des Kindes Hand«.  
Gefäß und Getränk oder Leere und Fülle in Rilkes Dichtung

Für H. G. – aus der Fülle

Erst wo es still ist, kann man etwas hören,<sup>1</sup> erst wenn man blind ist, kann man etwas sehen.<sup>2</sup> Wo die Stille ist, da ist der Klang möglich,<sup>3</sup> wo das Dunkel ist, da ist das Licht.<sup>4</sup> Wer arm ist, der ist reich.<sup>5</sup>

Rilkes *Stunden-Buch* beschreibt die Armut in diesem Sinne, mit einem Wort gesagt, das das ›du‹ des Stundenbuchs meint, als einen »Wald der Widersprüche.«<sup>6</sup> Göttliches Wissen, oder vorsichtiger gesagt, das Wissen des ›du‹ ist ein »weites Wissen«, das aus »Armut [...] und Armutsüberfluß« besteht.<sup>7</sup> Auf diese Weise wird Armut zu einer Voraussetzung dafür, Reichtum überhaupt zu erfahren. Was banal erscheinen mag, ist es nicht. Rilke wählt für Reichtum das Wort »Armutsüberfluß«. Das heißt, eine Armut, die sich selbst nicht verrät, indem sie auf das ›Reichsein‹ bezogen bleibt, sondern arm und nichts als arm ist, kann etwas geschenkt bekommen. Aus Armut wird, stoffgleich mit ihr, ein Überfluß. Im »weiten Wissen«, wie das göttliche Wissen, das Wissen des ›du‹ auch genannt wird, ist beides gleichzeitig.

Der Pilgerweg, den das *Stunden-Buch* darstellt, ist folgerichtig nicht linear, sondern kreisförmig. Die Möglichkeit eines »weiten Wissens«, einer Teilhabe am ›du‹ also, bewegt sich im oben paradox formulierten Raum hin und her. Vom Dunkel ins Licht und von dort wieder ins Dunkel, von der Stille in den Klang und von diesem wieder in die Stille. Das eine ist immer zugleich mit seinem Gegenteil präsent. Im Fortgeben des jeweils Erreichten zeigt sich die Armut als eine Haltung, die etwas zulässt und einen Anspruch im Sinne eines Angesprochenwerdens überhaupt erst

1 RMR: *Werke*. Kommentierte Ausgabe. 4 Bde. und ein Supplementband. Hrsg. von Manfred Engel, Ulrich Fülleborn; Horst Nalewski, August Stahl. Frankfurt a. M. und Leipzig 1996-2003, zitiert als KA, KA I, S. 159 (*Wenn es nur einmal so ganz stille wäre*), v. 1-5: »Wenn es nur einmal so ganz stille wäre. / Wenn das Zufällige und Ungefährliche / verstummte und das nachbarliche Lachen, / wenn das Geräusch, das meine Sinne machen, mich nicht so sehr verhinderte am Wachen –:«.

2 KA I, S. 207 (*Lösch mir die Augen aus*), v. 1-2: »Lösch mir die Augen aus: ich kann dich sehn, / wirf mir die Ohren zu: ich kann dich hören«.

3 KA I, S. 224-225 (*Ein Pilgermorgen*), v. 8 und v. 36-37: »und in den Mänteln, schwer von ihrem Schweigen« bzw. »Gelöste aus dem Alltag, eingeschaltet / in große Orgeln und in Chorgesang«.

4 KA I, S. 170 (*Werkleute sind wir*), v. 13-14: »Erst wenn es dunkelt lassen wir dich los: Und deine kommenden Konturen dämmern« und KA I, S. 180-181 (*Der Name ist uns wie ein Licht*), v. 11: »jetzt dauert deine Dunkelheit« zusammen mit *Dein allererstes Wort war: Licht*, v. 1.

5 KA I, S. 245 (*Du, der du weißt*), v. 1-2: »und dessen weites Wissen / aus Armut ist und Armutsüberfluß«.

6 KA I, S. 182 (*Du bist der Tiefste*), v. 6.

7 KA I, S. 245 (*Du, der du weißt*), v. 2.

ermöglicht. Nichts wird festgehalten und dadurch werden Möglichkeiten offengehalten. Wenn man Armut in diesem Sinne als eine Haltung versteht, dann ist das einzeilige Gedicht: »Denn Armut ist ein großer Glanz aus Innen ...«<sup>8</sup> nicht die vielgescholtene Verherrlichung eines fragwürdigen sozialen Zustandes, der auch mit dem Wort Armut benannt wird,<sup>9</sup> sondern derjenige ›andere Zustand‹ im mystischen Sinne, der die Teilhabe am »weiten Wissen« meint, am Licht, das ausstrahlt.<sup>10</sup>

Wie kommt das ›Licht‹, dass vom ›du‹ ausgeht (›die ewige Metamorphose / des Goldes in das Sonnenlicht«<sup>11</sup>) in das ›Innen‹ hinein? Der Arme, so lernen wir, macht sich selbst zum Gefäß und zwar indem er, wie ein Gefäß, Leere zulässt:

Des Armen Haus ist wie ein Altarschrein.  
 Drin wandelt sich das Ewige zur Speise,  
 und wenn der Abend kommt, so kehrt es leise  
 zu sich zurück in einem weiten Kreise  
 und geht voll Nachklang langsam in sich ein.

Des Armen Haus ist wie ein Altarschrein.

Des Armen Haus ist wie des Kindes Hand.  
 Sie nimmt nicht, was Erwachsene verlangen;  
 nur einen Käfer mit verzierten Zangen,  
 den runden Stein, der durch den Bach gegangen,  
 den Sand, der rann, und Muscheln, welche klangen;  
 sie ist wie eine Waage aufgehangen  
 und sagt das allerleiseste Empfangen  
 langschwankend an mit ihrer Schalen Stand.

Des Armen Haus ist wie des Kindes Hand.

Und wie die Erde ist des Armen Haus:  
 Der Splitter eines künftigen Kristalles,

8 KA I, S. 244.

9 So vor allem Reinhold Grimm: *Von der Armut und vom Regen*. Königstein i. Ts. 1981; vgl. auch Ben Hutchinson: *Rilke's poetics of becoming*. Leeds 2006, S. 85-86.

10 Auf die unzureichende Erklärung des Armutsbegriffes im soziologischen Sinne weist zum Beispiel Christoph Sieber-Rilke hin, freilich ohne den mystischen Kontext, der sich andererseits eröffnet, auszuführen: Christoph Sieber-Rilke: »Armut ist ein großer Glanz aus innen«. Zur Verleihung des ›Rainer Maria Rilke-Preises für Lyrik‹ an Karl Krolow«. In: *Insel-Almanach auf das Jahr 1977: Rainer Maria Rilke 1875-1975*. Frankfurt a.M. 1976, S. 79-81. Sascha Löwenstein, der das *Stunden-Buch* unter dem Titel »Theologie und Ästhetik« betrachtet, verweist auf die mystische Komponente von Armut, wenn er den falsch wiedergegebenen Satz »Denn Armut ist ein großer Glanz von [sic!] innen« (Sascha Löwenstein: *Rainer Maria Rilkes Stunden-Buch. Theologie und Ästhetik*. Berlin 2005, S. 55, zitiert als Löwenstein) als »echte« oder »innere« Armut von »äußerer Armut«, die auf einen materiellen Begriff von Reichtum bezogen ist, unterscheidet.

11 KA I, S. 244-245 (*Du bist der Arme*), v.33-34.

bald licht, bald dunkel in der Flucht des Falles;  
 arm wie die warme Armut eines Stalles, –  
 und doch sind Abende: da ist sie alles,  
 und alle Sterne gehen von ihr aus.<sup>12</sup>

»Des Armen Haus ist wie ein Altarschrein« (v.1). Was ist hier drin? Nichts oder alles: »Drin wandelt sich das Ewige zur Speise« (v.2). Dies geschieht in einer sinnlich wahrnehmbaren Kreisbewegung: »und wenn der Abend kommt, so kehrt es leise / zu sich zurück in einem weiten Kreise / und geht voll Nachklang langsam in sich ein« (v.2-5). Die ersten beiden Strophen dieses Armutsgedichtes zeichnen die Bewegung, die das *Stunden-Buch* insgesamt macht, den Kreis, noch einmal nach. Das Bild des »Altarschreines« wird in der dritten Strophe konkretisiert: »Des Armen Haus ist wie des Kindes Hand« (v.7). Die Kinderhand bildet eine Schale, die nur vorübergehend und zur Betrachtung etwas aufnimmt: einen »Käfer«, der »verzierten Zangen« wegen (v.9), einen Stein, wegen seiner glatten und schön zu fühlenden Oberfläche, die der Bach hinterlassen hat (v.10), Muscheln, um den Klang, der durch die in ihnen als Resonanzraum wirkende Leere entsteht, zu hören (v.11). Sinnbild dieses nutzlosen Aufnehmens von Schönem ist der durch die Finger rinne Sand, der um des Rinnens Willen durch die Hand hindurch gelassen wird und dabei keine Zeit misst (v.11). Deshalb mündet das Bild der Kinderhand in den Vergleich mit einer Waage, die davon erzählen kann, wie »das allerleiseste Empfangen« (v.13) ist, das schwanken macht, aber den Stand nicht gefährdet. Den kleinen Raum, den eine Kinderhand bildet, haben die zweite und dritte Strophe in neun Versen und also in einem größeren Kreis als die ersten beiden Strophen als Beschreibung von des »Armen Haus« dargestellt. Der scheinbar kleinste leere Raum enthält die ganze Natur (Käfer, Muschel, Sand) in sich. Umgekehrt kann in der letzten Strophe der weiteste Raum als das Haus des Armen angesprochen werden: die »Erde« (v.16), die im gleichen Moment ihrer Evokation bereits nur noch als »Splitter« (v.17) im Weltall angesehen wird, der alles in sich birgt und von dem deshalb alles ausgehen kann: »bald licht, bald dunkel in der Flucht des Falles; / arm wie die warme Armut eines Stalles, – / und doch sind Abende: da ist sie alles, / und alle Sterne gehen von ihr aus.« (v.18-21).

Außen und Innen kann man hier nicht mehr unterscheiden. Der Glanz des Außen kann auch ein »Glanz aus Innen« sein. »Des Armen Haus« ist dann nicht ein »Unterschlupf«,<sup>13</sup> sondern eine arme Haltung, die sich selbst zum Gefäß machen kann: der Arme ist selbst das Haus, in dem er wohnt, und indem das so ist, sind die Grenzen zwischen Ich und Du aufgehoben. Es gibt nur noch einen Raum, in dem alles zugleich ist.

Rilkes *Stunden-Buch* setzt damit die zentrale Forderung aus der so genannten Armutspredigt Meister Eckharts um: »wan daz ist diu armuot des geistes, daz er alsô ledic stâ gotes und aller sîner werke, welle got wûrken in der sêle, daz er selbe

<sup>12</sup> KA I, S. 249. Die im Folgenden in den laufenden Text eingefügten Versangaben beziehen sich nur auf dieses Gedicht.

<sup>13</sup> RMR: *Die Sonette an Orpheus* I, 1, KA II, S. 241, v.12.

sî diu stat, dar inne er wûrken wil, – und diz tuot er gerne«. <sup>14</sup> Dieser Zustand wird erreicht, indem die Erkenntnis wächst, dass Gott nicht ohne denjenigen ist, für den er ist: »und enwaere ich niht, sô enwaere ouch ›got‹ niht. Daz got ›got‹ ist, des bin ich ein sache«, <sup>15</sup> aber darauf kommt es nicht an. Vielmehr geht es für Eckhart darum, von Gott loszukommen, um Gott zu gewinnen. Wer »ledic« wird, das heißt unabhängig vom eigenen Willen und von Gottes Willen, wer vom Wollen lassen kann, um etwas anderes zuzulassen, der empfängt den Reichtum des Einsseins mit Gott. <sup>16</sup> Die »naehste [äußerste] armuot« <sup>17</sup> in diesem Sinne ist zugleich mit dem größten Reichtum. Armut und Armutsüberfluss sind zugleich gegeben. Man kann das *Stunden-Buch* in sehr groben, aber nicht ungenauen Strichen umreißen, wenn man seine Kreisbewegung als eine Erkundung des Lassens vom Wollen ansieht. Hier wird Gott mit Willen gesucht und mit Willen geschaffen, mit Willen getötet und verteilt, um ihn einerseits zu konstruieren, aber nur, um andererseits hinter der Konstruktion das Unerwartete sichtbar zu machen: Gott ist ganz anders, als der Mönch ihn sich denkt. Das ›du‹ des *Stunden-Buches* kann von außen und von innen sprechen, so dass es mitunter keine Unterscheidung zwischen Ich und Du mehr gibt. Dann kommt der gemeinsame Raum von beiden ins Spiel, das, was Ich und Du umgreift und durchwirkt. Etwas wird erfahren oder auch ›empfangen‹ (vgl. v.13), wie Rilke sagt.

Die Kinderhand als das Bild für das »allerleiseste Empfangen« (v.13), für das Offensein für einen Anspruch, den niemand herausfordern und niemand erwarten kann, hat eine Tradition in Rilkes Werk, das vor dem *Stunden-Buch* entstanden ist und es spinnt sich bis ins Spätwerk hinein fort. Die Kinderhand als das einfachste aller Gefäße taucht zum ersten Mal in den *Marginalien zu Friedrich Nietzsche* als Gefäß für die Musik auf, als Bild für die Strophe, die der immerfließenden Musik eine vorübergehende und darin adäquate Form darbietet. <sup>18</sup> Die einer Überfülle entgegengehaltene Hand, als das einzige Gefäß, das mit dieser Überfülle zurechtkommt, weil es nicht überfließen kann oder strukturell überfließt, man könnte auch sagen, weil es nie voll wird, sondern immer neu eine Leere zu bilden weiß, in der sich Fülle ereignen kann – dieses Bild der immer offenen Hand bildet den Abschluss der siebten der *Duineser Elegien* – hier ist es nicht unbedingt mehr eine Kinderhand, aber, wie in den *Marginalien*, eine hohle Hand –. <sup>19</sup> Die Gleichzeitigkeit von Leere und

<sup>14</sup> Meister Eckhart: *Werke I. Texte und Übersetzungen* von Josef Quint, hrsg. und kommentiert von Niklaus Largier, Frankfurt a.M. 2008, zitiert als Eckhart, S. 558.

<sup>15</sup> Ebenda, S. 560–562.

<sup>16</sup> Ebenda, S. 562. Rilke umschreibt diesen Sachverhalt in einem Brief an Nanny Wunderly-Volkart mit direktem Bezug auf Eckhart: »(Schließt man die Mystiker auf, Meister Eckhardt etwa, wo dieses Nicht-mehr-sein in der Armuth Gottes am jungfräulichsten erlebt worden ist, da faßt's einen doch noch anders an und an anderen Stellen).« RMR an Nanny Wunderly-Volkart, Muzot, 7.11.1925, in: RMR: *Briefe an Nanny Wunderly-Volkart*. 2 Bde. Hrsg. von Rätus Luck. Frankfurt a.M. 1977, zitiert als NWV, NWV II, S. 1066–1067.

<sup>17</sup> Eckhart, S. 562 bzw. 563.

<sup>18</sup> Vgl. KA IV, S. 161.

<sup>19</sup> RMR: *Duineser Elegien, Die siebente Elegie*, in: KA II, S. 220–223, hier S. 223, v.89–92; vgl. zum Thema auch Hutchinson (wie Anm. 9), S. 189–191.

Fülle als von Gefäß und Getränk immer zugleich ist wohl nirgends so spielerisch und daher dauernd umgesetzt wie in den *Sonetten an Orpheus*, wo Wein, Kelter und derjenige, der trinkt, alle eins und in sich doch unterscheidbar sind.<sup>20</sup> Im Bekenntnis zum Hier darf die Unterscheidung nicht aufgegeben werden.

Diese lebt aber vom Ununterschiedenen: die Erfahrung des Ununterschiedenen als eine Erfahrung der *inspiratio* fasst Rilke mit der Gefäß-Metapher. Ein anderes, damit zusammenhängendes Bild dafür ist die Jungfräulichkeit, die Rilke Marianisch und somit als Göttliches empfangend versteht. Armut als eine der Jungfräulichkeit in diesem Sinne analoge Haltung des Dichters beschreibt Rilke einmal so:

Aber wie wenig erschüttert einen, wenn man bedenkt, daß da in einem Menschen [...] das *Äußerste* geschieht, was im Klima des Herzens geschehen kann..? [sic!] Heult man? Nein. Man ist aufmerksam, man folgt, man folgt mit einem großen Theil seines Wesens; das ist viel. Aber doch wieder nicht genug, so ungeheueren Vorgängen gegenüber. (Schließt man die Mystiker auf, Meister Eckhardt etwa, wo dieses Nicht-mehr-sein in der Armuth Gottes am jungfräulichsten erlebt worden ist, da faßt's einen doch noch anders an und an anderen Stellen).<sup>21</sup>

Der Verweis auf Eckhart findet sich hier, inmitten einer Art Rezension eines Buches, das Rilke nicht besonders ansprach, als offensichtlich eine jener »positiven Unterbrechungen« in der ansonsten »nicht ohne eine gewisse Ablehnung« beendeten Lektüre von Johann Anker Larsens *Stein der Weisen*.<sup>22</sup> Als Unterbrechung ist der Verweis durch Klammern gekennzeichnet. Ein Äußerstes geschieht im »Klima des Herzens« – im ›Herzraum‹ hat Rilke dazu in *An die Musik* von 1918 gesagt:<sup>23</sup> in einer Umgebung des Herzens, in einem erweiterten Innern also, vielleicht gar im Außen. Das Äußerste, oft gebraucht von Rilke, wo es um das Finden der Sprache für »Unsägliches« geht,<sup>24</sup> erläutert er hier, vorsichtig in Klammern gesetzt, mit Eckhart: »In der Armuth Gottes« wird ein »Nicht-mehr-sein«<sup>25</sup> erfahren, hier wird die Erfahrung des Todes vor dem Tod gemacht. Ob dies dann eine Todes- oder eine Lebenserfahrung ist, lässt sich nicht mehr unterscheiden. Es ist entweder nichts, oder alles, was hier erfahren wird.

20 RMR: *Die Sonette an Orpheus*, insbesondere I, 7 und II, 29, in: KA II, S. 244 und 272.

21 RMR an Nanny Wunderly-Volkart, Muzot, 7.11.1925, in: NWV II, S. 1066-1067.

22 Ebenda, S. 1065.

23 KA II, S. 158, vgl. v.8.

24 Vgl. RMR an Marie von Thurn und Taxis, Duino, 30.12.1911, in: RMR/Marie von Thurn und Taxis: *Briefwechsel*. Besorgt durch Ernst Zinn. Frankfurt a.M. 1986, zitiert als TT, S. 84-85, vgl. auch RMR: *Duineser Elegien, Die neunte Elegie*, in: KA II, S. 227-229.

25 RMR an Nanny Wunderly-Volkart, Muzot, 7.11.1925, in: NWV II, S. 1066-1067. In einem Brief an Lou-Andreas-Salomé wird die poetologische Bedeutung dessen wiederum deutlich: die Schaffenskrise nach der Vollendung der *Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge* bringt Rilke hier mit der Unfähigkeit zur Armut im geistigen Sinne zusammen: »vielleicht hätt ich ganz weit wegspringen müssen davon [vom *Malte-Roman*] im Moment, da es fertig war. Aber dazu häng ich wohl noch zu sehr am Eigenthum und kann das maßlose Armsein nicht leisten, so sehr es auch wahrscheinlich meine entscheidende Aufgabe ist« (RMR an Lou Andreas-Salomé, Duino, 28.12.1911, in: RMR/Lou Andreas-Salomé: *Briefwechsel*. Hrsg. von Ernst Pfeiffer. Frankfurt a.M. 1989, S. 238.



Der Dichter lebt aus dieser Erfahrung des Ununterschiedenen, um sie, fein unterscheidend, umzusetzen. Rilke trifft bei Eckhart auf ein Motiv, das ihn umtreibt. Die Grenzen des Eigenen, den klar auszumachenden »Umriß«<sup>26</sup> zu strapazieren, um an der Grenze zur Auflösung die »noch erkannte [...] Gestalt«<sup>27</sup> zu finden. Armut ist diejenige Haltung, die eine solche *inspiratio* allererst ermöglicht: denn wo es nichts festzuhalten gibt, kann alles gewonnen werden. Was bei Rilke ein durch und durch sprachproblematisches Feld ist, klärt Eckhart als das Leben in Gott und dieses wiederum als ein Leben in der Welt. Dass beides aber nicht weit voneinander entfernt ist, zeigen *Stunden-Buch* und Armutspredigt auf je eigene Weise.<sup>28</sup>

Die Nähe zu Eckhart hat Rilke in einer sprechenden Absetzbewegung deutlich gemacht: »ich kenne die Schriften der Mystiker zu wenig und halte es auch nicht für nöthig, sie wieder herbeizuziehen; was Verwandtes in unserer Zeit anklingen und aufwachen mag, muß lieber ohne Anschluß an alte Schriftsteller eigene Wege finden; schon um nicht die Ursprünglichkeit einer neuen, von den heutigen Be-

26 RMR an Sidonie Nádherny von Borutin, Paris 13. 11. 1908, in: RMR/Sidonie Nádherny von Borutin: *Briefwechsel*, hrsg. und kommentiert von Joachim W. Storck. Göttingen 2007, S. 69, vgl. auch *Duineser Elegien, Die neunte Elegie*, in: KA II, S. 227-229, v.60 und *Die zehnte Elegie*, in: KA II, S. 230-233, v.87.

27 RMR: *Duineser Elegien, Die siebente Elegie*, in: KA II, S. 220-223, v.67.

28 Zwar handelt es sich beim Thema »Rilke und Mystik«, folgt man Uwe Spörl, um »einen Topos der Rilke-Forschung« (Uwe Spörl: *Gottlose Mystik in der deutschen Literatur um die Jahrhundertwende*. Paderborn u.a. 1997, S. 310), doch ist der Armutsbegriff dabei einerseits vernachlässigt worden und andererseits geschieht die Diskussion auf der Grundlage eines ungeklärten Mystik-Begriffs. Wo Rilke mit der Mystik in Verbindung gebracht wird, herrscht meistens ein mystifizierendes Verständnis der Mystik vor. So etwa Simon Frank: »Die Mystik von R. M. Rilke«. In: *Neophilologus* 20, 1935, S. 97-113, und Hans Niedermeier: »Mystik und Künstlertum«, in: *Neophilologus* 28, 1942, S. 289-296. Dagegen gilt es, anhand der Quellen einen rationalen und philologisch nachvollziehbaren Mystik-Begriff zugrunde zu legen. Anschließen kann man dabei an Wagner-Egelhaaf und Spörl. Der Begriff der Armut, der bei beiden nicht diskutiert wird, ist dabei der Boden, auf dem man trittsicher weitergehen kann. Denn der Armutsbegriff, bei Eckhart und Rilke untersucht, bietet einen konkreten Anhaltspunkt, um die Nähe der Autoren philologisch zu verankern. Auf Rilkes expliziten Eckhart-Bezug gehen weder Löwenstein noch Martina Wagner-Egelhaaf ein; beide bringen zwar Rilkes *Stunden-Buch* durchaus mit Grundgedanken Eckharts in Verbindung, gehen jedoch nicht eigens auf Rilkes Eckhart-Lektüre und seine Anverwandlung dieser Grundgedanken ein (Martina Wagner-Egelhaaf: »Mystische Diskurse. Mystik, Literatur und Dekonstruktion«. In: *Modern Austrian Literature* 28, Heft 2, 1995, S. 91-109, hier S. 100-102, Löwenstein, S. 55). In ihrer Monographie zum Thema listet Wagner-Egelhaaf dagegen die nachvollziehbare Mystik-Rezeption Rilkes auf und nimmt auch das *Stunden-Buch* in den Blick, jedoch geht sie nicht ausführlich auf Eckhartsche Reminiszenzen im *Stunden-Buch* ein (Martina Wagner-Egelhaaf: *Mystik der Moderne. Die visionäre Ästhetik der deutschen Literatur im 20. Jahrhundert*. Stuttgart 1989, S. 64-73). Ulrich Fülleborn hat in seinem wegweisenden Aufsatz deutlich auf die Verbindung von Rilkes Armutsbegriff zu seinen poetologischen Grundüberlegungen aufmerksam gemacht. Er nimmt das *Stunden-Buch* aber explizit von einem positiv gedeuteten Armutsbegriff aus und bezeichnet es als »vom Besitzdenken bestimmt« (Ulrich Fülleborn, »Besitz« und Sprache«. In: *Rilke heute. Beziehungen und Wirkungen*, Bd. 2. Hrsg. von Ingeborg H. Solbrig, Joachim W. Storck. Frankfurt a.M. 1976, S. 29-58, hier S. 37).

dürfnissen geschaffenen Ausdrucksart zu gefährden«. <sup>29</sup> Rilke versteht Eckhart als einen Schriftsteller und er geht davon aus, dass »Verwandtes« des dort Gesagten in unserer Zeit »anklingen und aufwachen« kann – weil er dies annimmt, will er dieser Möglichkeit der *inspiratio* keine Lektüre in den Weg stellen (>anxiety of influence<), sondern vielmehr macht er deutlich, dass es darum geht, eine heutige »Ausdrucksart« für die nämliche, von Eckhart beschriebene Erfahrung, zu finden – diesen Weg will Rilke allein gehen. Dass er währenddessen Eckhart las, wird deutlich, wenn er nach der Veröffentlichung des *Stunden-Buchs* schreibt, er sei »(ich fühls in aller Demut)« [...] »irgendwo [...] über ihn [Eckhart] hinaus: an den Stellen, wo er feststellte, stehen blieb, endgültig formte«. <sup>30</sup> Wie oben gezeigt, führt Rilke die Armut-Forderung über dieses hier genannte Feststellen hinaus konsequent durch, so nämlich, dass nichts festgehalten wird und damit alle Möglichkeiten gewonnen werden. Das ist keine Lebenshaltung, sondern eine Haltung in der Sprache: Das *Stunden-Buch* ist Rilkes modulationsfreudiges Weitersingen eines alten Themas.

<sup>29</sup> RMR an Axel Juncker, 14.2.1903, in: RMR: *Briefe an Axel Juncker*. Hrsg. von Renate Scharffenberg. Frankfurt a.M. 1979, S. 89-90.

<sup>30</sup> RMR an Luise Gräfin von Schwerin, 5.6.1905, zitiert nach: *Rilke-Chronik*. Hrsg. von Ingeborg Schnack und Renate Scharffenberg. Frankfurt a.M. und Leipzig 2009, S. 216-217.